



Verena Postel

Die Ursprünge Europas

Migration und Integration
im frühen Mittelalter

Kohlhammer

Verena Postel

Die Ursprünge Europas

Migration und Integration
im frühen Mittelalter

Verlag W. Kohlhammer

Alle Rechte vorbehalten
© 2004 W. Kohlhammer GmbH Stuttgart
Karten: Peter Palm, Berlin
Umschlag: Gestaltungskonzept Peter Horlacher
Gesamtherstellung:
W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co. Stuttgart
Printed in Germany

ISBN 3-17-018405-9

MARITO CVI CORDI

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung	11
I. Das Erbe des imperium Romanum	15
1. Struktureller Wandel in der Spätantike: Die Reformen Diokletians und Konstantins und ihre Folgen	18
a) Militärische Umstrukturierung	21
b) Wirtschaftliche und soziale Umgestaltung	22
c) Dezentralisierung und administrative Umgestaltung	32
d) Christianisierung	35
2. Straßen der Kontinuität vom imperium zu den regna	45
a) Zu den außenpolitischen Verkehrsformen: foedera	45
b) Recht	46
c) Bildung und Schriftlichkeit	53
3. Die sogenannte „Völkerwanderung“ – Zeit der Ethnogenesen ...	59
II. Alemannen an Main und Rhein	69
4. Chronologischer Überblick	69
a) Der sogenannte „Limesfall“	69
b) Alemannische Föderaten rechts des Rheins	72
c) Ethnogenese	73
d) Konfrontation mit Rom	77
e) Expansion und Niederlage gegen die Franken	80
f) Verdichtung der fränkischen Herrschaft	84
5. Akkulturation	85

III. Angeln und Sachsen in Britannien	92
6. Die Quellen	92
7. Römisches Britannien	93
8. Innere und äußere Bedrohung	95
9. Exodus der Römer	96
10. Adventus Saxonum	97
11. Die Entstehung von regna: ein Überblick	98
12. Angelsächsische Mischkultur	102
13. Mission und Kirche	107
 IV. Burgunder am Rhein und am Genfer See	112
14. Wanderungen	113
15. Föderaten am Rhein	114
16. Gegner Roms	114
17. Neuanfang am Genfer See	115
18. Ansiedlung	116
19. Romanisierung	117
20. Schaukelpolitik	118
21. Charakteristika der Königsherrschaft	120
 V. Franken in Gallien	124
22. Konfrontation mit den Römern	124
23. Auf dem Weg zum regnum	131
24. Kulturelle Berührungen	132
25. Verbreitung des Christentums in Gallien	139
26. Mönchtum	141
27. Die Anfänge der Merowinger	142
28. Recht und Gesellschaft	147
 VI. Ostgoten in Italien	151
29. Der Weg nach Italien	151
30. Ansiedlung	154
31. Dualismus der Verwaltung: Divide et impera	158
32. Verteidigung	160
33. Imitatio imperii und Eigenständigkeit	161
34. Herrschaftsstrategien politischer Publizistik	165
35. Religion und Kirche	169
36. Kultur	173

VII. Vandalen in Nordafrika	180
37. Frühe Wanderungen	180
38. Auf dem Weg nach Afrika	183
39. Karthago wird erobert	186
40. Verwaltung und Ansiedlung	187
41. Die Glaubensfrage	188
42. Beginnende Assimilation	193
43. Die Berber	196
44. Geiserich und seine Nachfolger	196
45. Ein Putsch als casus belli	199
VIII. Westgoten zwischen Toulouse und Toledo	201
46. Förderaten in Thrakien	201
47. Aufbruch nach Italien	203
48. Die Plünderung Roms und ihre Folgen	203
49. Das tolosanische Westgotenreich (418–507)	208
50. Ostgotisches Intermezzo	216
51. Pränationale Integration im toledanischen Westgotenreich	219
52. Innere Verfassung	229
IX. Langobarden in Italien	233
53. Wanderungen	233
54. Gegen die Heruler in Noricum	236
55. Siedlung in Pannonien	238
56. Auf Seiten der Byzantiner	239
57. Der Weg nach Italien	242
58. Innergentile Rivalitäten	246
59. König Authari	248
60. Integration des regnum	249
61. Königliche Herrschaft	251
62. Die bayerische Dynastie: Christianisierung und Romanisierung	255
63. Liutprand: rex totius Italiae	260
64. Am Vorabend der fränkischen Intervention	261
65. Kultur und Gesellschaft	263
66. Wirkungen	266
Anhang	
Zeittafel	268
Quellen und Literatur in Auswahl	275
Ausgewählte Quellen	275
Ausgewählte Literatur	288

Vorwort

Das vorliegende Buch möchte zeigen, wie viel das jüngst erweiterte Europa der christlich-lateinischen Spätantike verdankt, wie langfristig wirksam die Fäden der Kontinuität sind, die uns mit dem imperium Romanum verbinden. Es weist aber gleichzeitig darauf hin, in welchem Maße das spätrömische Reich offen war für Veränderungen, wie es germanische Zuwanderer zu integrieren und zu assimilieren verstand, in welchem Maße mithin noch das heutige Europa die Frucht damaliger Akkulturationsprozesse ist. Die zuerst an den Grenzen, dann auf Reichsgebiet angesiedelten Verbände (gentes), die zunächst zur Verteidigung des imperium verpflichtet wurden, empfingen erst im Austausch mit ihrer römischen Umwelt den Impuls, eigene Königreiche (regna) zu bilden. Diesen Transformationsprozess des imperium zu den frühmittelalterlichen regna, der sich v.a. im 5. und 6. Jh. abspielte, beschreibt der Band u.a. anhand der entstehenden Reiche der Goten, Vandalen, Franken. Kulturelle Mischung wird als das Ferment Europas erkennbar.

Da sich der Band als Einführung in die Epoche des frühen Mittelalters an einen weiteren Leserkreis von Studenten und historisch interessierter Öffentlichkeit wendet, sind den einzelnen Kapiteln anstelle von Anmerkungen weiterführende Literaturhinweise beigegeben. Die Aussagekraft der Primärquellen wird in den einzelnen Abschnitten durch gezielte Hinweise auf wichtige Autoren und übersetzte Textausschnitte aus zentralen Werken besonders hervorgehoben. Denn nur sie eröffnen den unmittelbaren Zugang zu vergangener Wirklichkeit.

Dank gebührt allen Kollegen, mit denen ich während der Arbeit das Thema diskutieren konnte, namentlich sei Matthias Becher (Bonn) und R. Malcolm Errington (Marburg) gedankt, die Teile des Manuskripts einer kritischen Durchsicht unterzogen. Für Fragen, Denkanstöße und die engagierte und sorgfältige Hilfe beim Korrekturlesen danke ich meinen Mitarbeitern Gernot Kirchner und Harald Winkel M. A. Bei der Erstellung der Bibliographie halfen beständig Stephan Hagenbusch M. A., stud. phil. Christian Pöpken und stud. phil. Meike Pfefferkorn. Die Zeichnung der Karten übernahm Peter Palm, Berlin. Für die sachverständige und motivierende Betreuung der Drucklegung ist Dr. Alexander Schweickert vom Kohlhammer Verlag zu danken.

Marburg, im Mai 2004

Verena Postel

Einleitung

In diesen Tagen der Erweiterung Europas nach Osten, der kontroversen Diskussion um einen möglichen EU-Beitritt der Türkei, der vielerorts spürbaren Furcht vor einer Migrationsbewegung aus den Beitrittsländern, die die Integrationsfähigkeit der Europäischen Gemeinschaft überfordern könnte, besitzt die Frage nach der Identität Europas besondere Brisanz. Kann die Geschichtswissenschaft diese Frage aus ihrer Sicht „historisch“ klären? Dieses Buch möchte einen Beitrag dazu leisten, indem es diejenige Phase der Geschichte beleuchtet, in der die Weichen gestellt wurden für die geographische Ausdehnung, die religiöse Prägung, die politische Verfassung und den kulturellen Charakter Europas. „Europa“ als politischer Begriff verdankt seinen Ursprung dieser historischen Umbruchperiode. In der Antike rein geographisch zur Bezeichnung eines der drei bekannten Erdteile neben Asien und Afrika verwandt, wandelte sich sein Charakter gegen Ende des 5. Jhs. Angesichts der Bedrohung durch die Westwanderung der Hunnen seit 375 und anschließend der Goten und das Vordringen des Islam entwickelte sich eine Art Gemeinschaftsgefühl der Betroffenen: Der Hunnenkönig Attila wurde z. B. als „Räuber an Europa“ verunglimpft, und Bischof Isidor von Sevilla bemerkte zu Beginn des 7. Jhs., dass die „Völker Europas“ vor den Goten zitterten. Bei diesem Autor findet sich auch die Bezeichnung „Europenses“ für die Menschen nördlich der Pyrenäen und der Alpen. Dies erscheint folgerichtig angesichts der politischen Schwerpunktverlagerung vom Mittelmeerraum in den nordalpinen Raum, den wir in dieser Zeit beobachten. Europa – das war künftig die mittelalterliche Welt in Abgrenzung zu Byzanz und dem Islam.

Denn die Trennung eines lateinischen Westens vom griechischen Osten, die mit der Reichsteilung des Kaisers Theodosius 395 begonnen hatte, vertiefte sich. Seit dem 5. Jh. verstand man im Westen immer weniger Griechisch, und die Novellen Kaiser Justinians wurden bereits zweisprachig promulgiert. Insbesondere christologische Glaubensdifferenzen und der Streit um den Primatsanspruch des römischen Papstes, den der Kaiser in Konstantinopel, der sich auch als Herr der Kirche verstand, nicht hinnehmen konnte, verbreiteten die Kluft.

Trotz dieser spaltenden Wirkung muss man auch die integrative Kraft würdigen, die das Papsttum in dieser Zeit für den Westen entfaltete. Die Ende des 6. Jhs. von Gregor dem Großen ausgehende und später auf den Kontinent zurückwirkende angelsächsische Mission war die Initialzündung für eine Einiung des lateinischen Westens unter römischem Vorzeichen, wie sie Mitte des 8. Jhs. im Bündnis zwischen Papsttum und Karolingern Gestalt gewann.

Die Christianisierung des Römerreichs hatte den Boden bereitet für die Ausbildung christlicher regna, deren entstehende Landes- oder eher Königskirchen freilich nur dann integrierend wirkten, wenn sie wie bei den Franken nach der Bekehrung Chlodwigs oder im Westgotenreich nach dem Konzil von Toledo 589 den katholischen Glauben der romanischen Bevölkerungsmehrheit übernahmen. Der vandalische Versuch einer militanten Durchsetzung des Arianismus scheiterte, der Dualismus von arianischer und katholischer Kirche im Ostgotenreich Theoderichs hatte nur kurzfristig Bestand.

Das Erbe der römischen Spätantike hat den Nachfolgereichen auf diese Weise seinen unverwechselbaren Stempel aufgedrückt, und deshalb beginnt das Buch mit einem Überblick über die vielfältigen Traditionen des imperium Romanum, die sich in der politischen und sozialen Verfassung, in Religion und Kirche, Sprache, Recht, Verwaltung, Bildung der neuen regna fortsetzten und teilweise bis heute zum Kernbestand europäischer Kultur zählen.

Doch ungeachtet der einigenden Tradition des christlichen Glaubens und der Kontinuität der Romanitas war Europa in politischer und kultureller Hinsicht von Anfang an ein Mischwesen, vergleichbar jener „ambigua puella“, von der der spätantike Hofdichter Ausonius (310–394) sprach. Jenes suebische Mädchen, das ihm während seiner Teilnahme am Alemannenfeldzug des Kaisers Valentinian begegnet war, hatte durch Geburt und Erziehung Anteil an zwei Welten, es war der römischen Kultur und der gentilen suebischen Herkunft verbunden (s.u. S. 91).

Wie in Bezug auf dieses Mädchen als einzelne Person, so ist das politische Europa das Produkt langfristiger Austauschprozesse und Akkulturationsvorgänge zwischen römisch-christlicher und allmählich romanisierter „germanischer“ Welt. Im Verlauf des 4.–7. Jahrhunderts verwandelte sich das römische Westreich infolge der Zuwanderung germanischer gentes in eine Pluralität von Königreichen der Burgunder, West- und Ostgoten, Vandalen, Franken, Langobarden. Ein Großreich zerfiel in kleinere Einheiten, nachdem es lange Zeit vermocht hatte, die einsickernden Heerkönige mit ihren Kriegerscharen zu versorgen, zu integrieren, zu assimilieren und durch deren Verwendung im Heer für seine Zwecke nutzbar zu machen. Doch auch die neuen Könige profitierten von der Wanderung in Richtung auf die römischen Reichsgrenzen: sie und die hauchdünne Schicht der Zuwanderer schlossen foedera, Verträge, die ihnen gegen Waffenhilfe für die Römer zunächst Siedlungsgebiete außerhalb des Reichs und Jahrgelder sicherten, ab dem Ende des 4. Jhs. sogar Teile römischen Territoriums überantworteten. Erst das Sesshaftwerden in

ehemals römischem Gebiet katalysierte die Ethnogenese. Daher beinhalten die Kapitelüberschriften stets den Hinweis auf ein bestimmtes Territorium, in dem die gentes sich ansiedelten, eine Entwicklung, die auch das Rechtsleben beeinflusste. Die Neuankömmlinge bedienten sich der römischen Eliten, des traditionellen Herrschaftsapparates des spätrömischen imperium, um einen Anteil an den Reichtümern, die der Mittelmeerraum auch in der Spätantike noch produzierte, für sich zu gewinnen. Gerade die Führungsschichten imitierten römische Lebensformen. Geben und Nehmen herrschte auch im Bereich der Sozialbeziehungen: „Germanisches“ Gefolgschaftswesen und verwandte römische Klientelstrukturen, römische Militär- und Kaisergewalt, senatorialadlige Grundherrschaft und geistliche Leitungsgewalt konvergierten zu einer neuen, mittelalterlichen Form von Herrschaft. Wechselseitige Beeinflussung ist auch auf dem Gebiet der künstlerischen Produktion aus archäologischen Funden greifbar. Vielerorts entwickelte sich ein friedliches Miteinander zwischen römischer Provinzialbevölkerung und Zuwanderern. Nur Vandalen und Langobarden kamen als brutale Eroberer, während z.B. die föderierten Westgoten zunächst sogar im Dienste der Römer als Garanten der bestehenden Sozialordnung in Gallien wirkten.

Diesen vielgestaltigen Charakter Europas, das von seinen Ursprüngen her romanische, christliche und gentile Traditionen verschmolz, hervorzuheben ist Anliegen dieses Buches. Denn nur diejenigen frühmittelalterlichen regna wurden im weiteren Verlauf der Geschichte zu Staaten, in denen diese Integration gelang: aus dem Frankenreich entstanden im Hochmittelalter Frankreich und Deutschland, aus dem Westgotenreich langfristig Spanien.

Die Darstellung schreitet vom Allgemeinen zum Besonderen. Das erste Kapitel beschreibt zusammenfassend und abstrahierend, was die folgenden Abschnitte anhand der Beispiele einzelner gentes konkret verfolgen: die Momente der Entstehung neuer Reiche auf ehemals römischem Boden. Wie gestalteten sich Ansiedlung, Verwaltung, Rechtsleben, religiöses und soziales Miteinander der verschiedenen Bevölkerungsgruppen? Der Genese der regna wird dabei stets mehr Raum in der Darstellung beigemessen als der weiteren Entfaltung der neuen Herrschaftsgebilde. Herausragende Persönlichkeiten der Epoche, Dichter, Geschichtsschreiber, Politiker und Kulturvermittler wie Augustin, Salvian von Marseille, Isidor von Sevilla kommen als Zeugen und Mitgestalter ihrer Zeit ausführlicher zu Wort.

Das erste Kapitel beleuchtet gleichzeitig die Forschungsprobleme, den Wandel der Betrachtungsweise, der sich z.B. in dem Paradigmenwechsel der Begriffe „Völkerwanderung“ bzw. „Ethnogenese“ spiegelt. Die aufgrund eines Kulturgefälles in den Mittelmeerraum zuwandernden Gruppen waren keine ethnisch homogenen Einheiten, große „Völker“ im biologischen Sinne von Abstammungsgemeinschaften, sondern auch zahlenmäßig weitaus kleinere Traditionsgemeinschaften, ethnisch heterogene, fluktuierende Gruppen, deren Zusammenhalt politische Einrichtungen und kulturelle Überlieferun-

gen verbürgten. Nicht die Herkunft, sondern die gewachsenen Traditionen und Institutionen, gemeinsame Leistungen, der Entwurf einer gemeinsamen Vergangenheit in den Herkunftssagen und in der Geschichtsschreibung bildeten ihre Identität. Zu den revidierten Forschungstermini zählt auch der gerade in Deutschland ideologiebelastete Germanenbegriff, der inzwischen eher in Anführungszeichen zu verwenden ist. Denn die für den behandelten Zeitraum stets römisch geprägten Schriftquellen benutzen ihn als Fremdbezeichnung für die verschiedensten Gruppen, die an der Peripherie ihrer Welt lebten. Ein Einheitsbewusstsein oder eine zugrunde liegende stammesmäßige Geschlossenheit der Germanen hat es nie gegeben. Ein solcher Blick auf die Genese Europas, der die integrierende Kraft gemeinsamer politischer und kultureller Traditionen aufzeigt, vermag Zuversicht zu stiften auch für den gegenwärtigen europäischen Integrationsprozess.

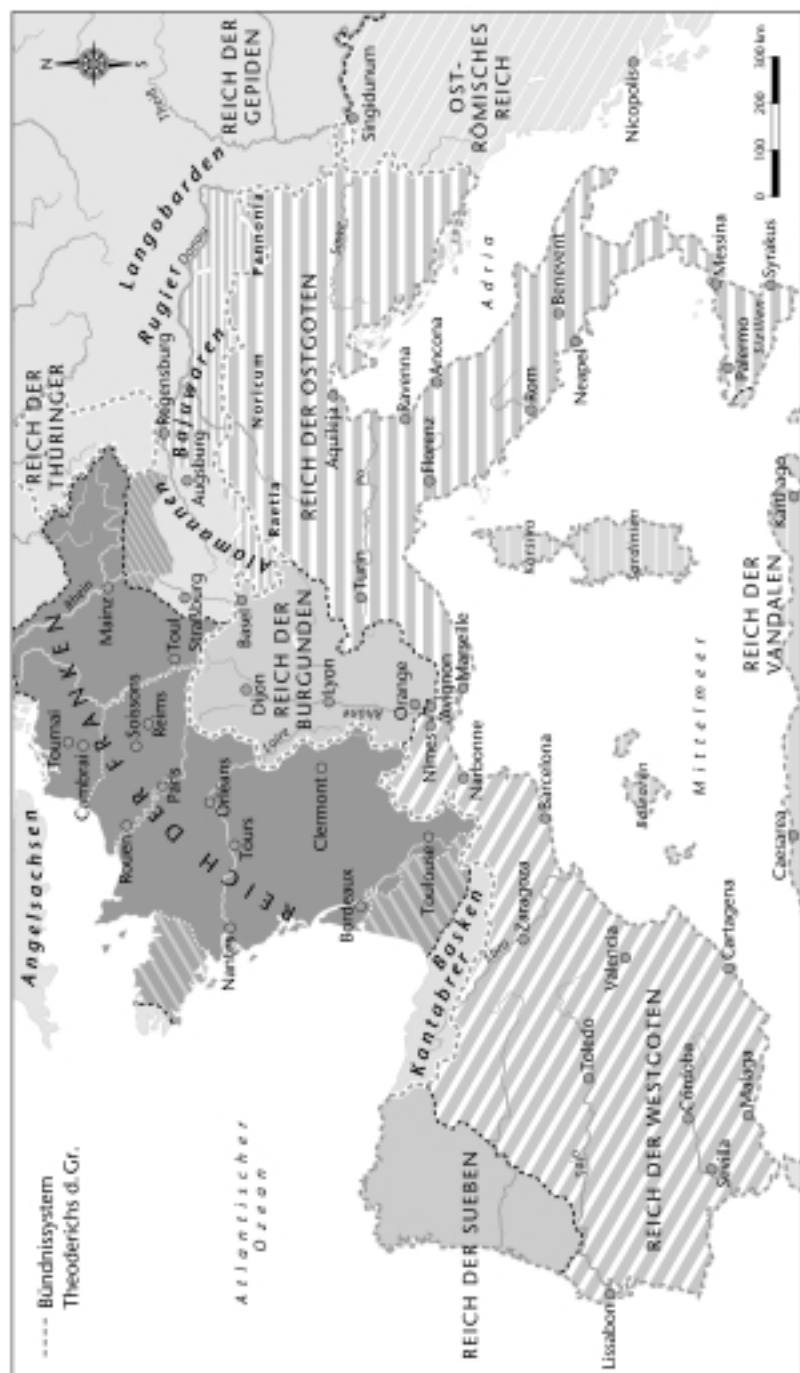
I.

Das Erbe des imperium Romanum

*Suis et ipsa Roma viribus ruit ...
Nec fera caerulea domuit Germania pube.*
(Horaz, Epoden 16,2;7)

Am Anfang war das Römerreich, so ließe sich thesenhaft zugespitzt einer der wesentlichen Ursprünge des frühmittelalterlichen politischen Kosmos benennen. Denn erst im Kontakt mit dem imperium und in der produktiven Anverwandlung seiner politischen und kulturellen Hervorbringungen formierten sich die seit dem 3. Jh. in Richtung Mittelmeerraum zuwandernden germanischen gentes zu einer Pluralität von Herrschaftsgebilden, regna, die nach dem Erlöschen des westlichen Kaisertums das römische Westreich ablösten. Diesen *Transformationsprozess vom imperium zu den regna*, der eine immense politische und kulturelle Integrationsleistung des römischen Reichs zur Voraussetzung hatte, möchte der vorliegende Band beschreiben. Er spielte sich im 5. und 6. Jh. ab und war größtenteils verursacht durch jene langfristigen Migrationsbewegungen, für die sich der unpassende Begriff „Völkerwanderung“ eingebürgert hat (dazu s.u. S. 59 ff.).

Im 5. Jh. geriet die Westhälfte des römischen Reichs de facto unter germanische Herrschaft. Sachsen setzten nach Britannien über, Franken breiteten sich in Nordgallien aus, vom Oberrhein her stießen Alemannen vor, an der Rhône saßen Burgunder, in Aquitanien Westgoten, Spanien wurde von Westgoten und Sueben beherrscht, Vandalen hatten Afrika, Goten und Hunnen Pannonien erobert. In der „zweiten Reihe“ rückten Sachsen, Vandalen aus Schlesien und Burgunder von der mittleren Oder nach. Keine dieser Gruppen verstand sich als Eroberer. Nicht ein Bevölkerungsdruck in den Ausgangsländern wie etwa Skandinavien erzeugte die Wanderungsbewegungen, sondern das wirtschaftliche und kulturelle Gefälle. Die als aristokratische Clangesellschaften organisierten gentes dachten zunächst nicht an dauernde Ansiedlung, sie suchten bessere Lebensverhältnisse und raubten Menschen, die als Hörige ihre Felder bebauen mussten. Erst in der Wanderzeit in Richtung auf das Römerreich formierten sich diese Gruppen zu gentes unter der Führung von Heerkönigen. Die monarchische Organisation hatte ihnen erst das Vorbild des Römerreichs vor Augen geführt. Man darf nicht vergessen: Die germanischen Zuwanderer stellten maximal 2 % der Bevölkerung, bildeten also nur einen hauchdünnen Firnis über der romanischen Provinzialbevölkerung, neben bzw. mit der sie lebten. Für das Gelingen oder Scheitern des Zusammenlebens



Die gentilen Reiche um 500

mit dem romanischen Bevölkerungssubstrat waren freilich ethnische Differenzen weit weniger ausschlaggebend als Glaubensunterschiede.

Dies führt zu der Frage, was die regna zusammenhielt, da es eine gentile Identität aufgrund der heterogenen und fluktuierenden Zusammensetzung der Zuwanderer wie auch der Romanen nicht geben konnte und auch die sprachlichen und kulturellen Traditionen verschiedene waren. Germanisches Gefolgschaftswesen, römische Klientelstrukturen, römische Militär- und Kaiser Gewalt, senatorialadlige Grundherrschaft und, nicht zu vergessen, geistliche Leitungsgewalt waren so die Elemente, die allmählich zu jener spezifisch mittelalterlichen Form von „Herrschaft“ als eines wechselseitigen Verhältnisses verschmolzen, deren Charakter sich von der neuzeitlichen, durch Befehl und Gehorsam strukturierten Beziehung grundlegend unterscheidet.

Auch die christliche Kirche hatte einen entscheidenden Anteil an der *Integration der frühmittelalterlichen regna*. Vor allem anhand des Frankenreichs lässt sich dies zeigen, weil hier dank der Konversion Chlodwigs zum Katholizismus der für die Gotenreiche und das vandalische Königtum so nachteilige Dualismus von katholischer Provinzialbevölkerung und arianischen Zuwanderern/Eroberern nicht bestand. Der Aufbau eines immer fester werdenden Gefüges von Bistümern und Kathedralkirchen, begleitet von der Entfaltung des Klosterwesens spätestens seit dem 4. Jh., bereitete den Boden für die spätere Instrumentalisierung einer durch königliche Landschenkungen aus dem Fiskalgut üppig ausgestatteten fränkischen Landeskirche für die herrschaftliche Durchdringung des Raumes. Insgesamt führte die Christianisierung zwar zu einem Anwachsen des sozialen Gewichts des Adels, das sich in der Gründung von Eigenklöstern und der Übernahme von Bischofskirchen manifestierte. Als Korrektiv dazu wirkten jedoch die Leistungen der Kirche im Bereich der Sozialfürsorge stabilisierend. Die christliche Lehre, dass Almosengeben zur Vergebung der Sünden beitrage, die Bußpraxis der Kirche, die konkrete und öffentlich sichtbare Taten der Wiedergutmachung verlangte, führte dazu, dass Reichtum in der Spätantike in vorher nie gekanntem Ausmaß zum Aufbau einer religiösen Gemeinschaft genutzt wurde, die sich durch Missionierung immer weiter ausdehnte. So wirkte das Christentum auch räumlich-geographisch prägend für Europa, indem es beispielsweise in der angelsächsischen Mission auch die rechtsrheinischen Gebiete der christianitas erschloss. Es baute mit an der Fundamentierung des Abendlandes als historisch gewachsener Einheit. Die Bedeutung von Religion und Kirche im Frühmittelalter, die politischen Folgen der christologischen Streitigkeiten für das Bewusstsein der Zeitgenossen können kaum überschätzt werden.

Bevor wir diesen Transformationsprozess des spätantiken Römerreichs im Einzelnen betrachten, ist zu klären, weshalb er nur das Westreich betraf, während der Osten eine erstaunliche Überlebenskraft bewies. Zum einen sicherlich, weil die Grenzen im Westen länger und schwieriger zu verteidigen waren. Die Römer waren wehrlos, weil ihre besten Kontingente im Krieg gegen die Perser, die andere Weltmacht dieser Zeit, gebunden waren und das Reich

innerlich durch Usurpationen und Glaubenskämpfe geschwächt war. Hinzu kam, dass in Rom traditionell nur 1% der Bevölkerung Heeresdienst leistete und das Reich daher von jeher auf Sklaven und nichtrömische Hilfstruppen, barbarische Kontingente, angewiesen war.

Aber auch demographische Überlegungen sind in diesem Zusammenhang hilfreich: Während in Konstantinopel um 500 etwa 300 000 Menschen beheimatet waren, so nimmt man für das gleichzeitige gotische Toulouse bloß 15 000 Bewohner an. D.h., dass in der Hauptstadt des Westgotenreichs und damit des Großteils der einstigen gallischen Präfektur weniger Menschen wohnten als das auf etwa 20 000 Mann geschätzte Gotenheer umfasste. Hingegen lebten in Konstantinopel mehr Menschen als die gesamte römische Streitmacht zu irgendeinem Zeitpunkt aufbieten konnte. Auch im ökonomischen Bereich war der Westen während des 4. und 5. Jhs. zum Juniorpartner Konstantinopels herabgesunken. So wären um 450 etwa 60% des jährlichen Steueraufkommens des Westreichs, aber nicht einmal 5% des östlichen Budgets für die Erhaltung von 30 000 Elitesoldaten auszugeben gewesen.

Der *Verwundbarkeit insbesondere des Westens* begegnete das Römerreich durch eine Art appeasement-Strategie: die allmähliche Integration kleinerer barbarischer Gruppen durch deren Aufnahme ins Heer, das ihnen Aufstiegschancen bis in höchste Kommandostellen eröffnete, sollte größere Konfrontationen vermeiden. Erinnert sei nur an den Vandalen Stilicho, der im 5. Jh. als oberster Heermeister eine vizekaiserliche Stellung erreichte. Gleichzeitig versuchte man, rivalisierende Stammesgruppen und ganze gentes gegeneinander auszuspielen, um eine Machtbalance zu erreichen: Westgoten gegen Alanen, Sueben und Vandalen, Franken gegen Ostgoten. Den Barbaren war ebenfalls nicht an einer Zerschlagung des imperium gelegen: Ihre Stellung als Heerkönige verdankten sie oft genug einem römischen Militärkommando. Gleichzeitig hofften sie, an der wirtschaftlichen Prosperität des Römerreichs teilzuhaben und auf diese Weise ihre Gefolgschaft zufrieden zu stellen. Diese partielle Interessenidentität führte dazu, dass es gelang, durch Konfliktregulierung und -eindämmung, vor allem auch im diplomatischen, vertraglichen Verkehr mit den verschiedenen gentes, den Zerfall des Reichs aufzuhalten, nicht aber, ihn auf Dauer zu verhindern.

1. Struktureller Wandel in der Spätantike: Die Reformen Diokletians und Konstantins und ihre Folgen

Lange Zeit in der Forschung als Niedergangsepoche unterschätzt, hat sich heute eine wesentlich positivere Sicht der *Spätantike* als einer eigenständigen, schöpferischen und dynamischen Periode durchgesetzt. Begrenzt einerseits durch den Regierungsantritt Diokletians (284), den Beginn eines autokrati-

schen Kaisertums, das sich vom früheren, auf eine Art Mitherrschaft des Senats gegründeten Prinzipatskaisertum unterschied, und andererseits durch den Tod des Kaisers Herakleios (641), der durch seine erfolgreichen Perserfeldzüge berühmt wurde und unter dessen Herrschaft Literatur und Kunst eine späte Blüte erlebten, gilt sie inzwischen weniger als Schwundstufe der Antike denn als *Fundament des Mittelalters*.

Denn die Spätantike formte insofern die Grundlagen der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verfassung Europas, als sie die Staatsmodelle eines transgentilen imperialen Gottesgnadentums, aber auch ethnisch legitimierter Königsherrschaft entwickelte, eine bürokratische, auf dem Latein als universaler Sprache der Gebildeten basierende Verwaltung und ein differenziertes Rechtssystem tradierte, eine hierarchische Gesellschaftsordnung auf der Basis von *amicitia* als dem Paradigma zwischenmenschlicher Beziehungen entwickelte. Der Begriff umfasste Freundschaft, Klientel, Gefolgschaft, außenpolitische Bündnisse, geistliche Beziehungen und ersetzte in einer Zeit des Zerfalls der römischen Ordnungsmacht das, was man modern als „Herrschaft“ bezeichnen würde. Die urban geprägte Gesellschaft der Spätantike ruralisierte sich allmählich – wenn auch in regional stark unterschiedlichem Maße – und löste sich in partikulare Grundherrschaften auf. Gleichzeitig entwickelte die in gewandelter Form fortbestehende aristokratische Führungsschicht auf der Grundlage einer Verbindung von säkularer und christlicher Bildungstradition ein *imperium christianum*, in dem die Kirche subsidiär in weltliche Herrschaftsfunktionen hineinwuchs und Asketen, Heilige und Bischöfe zu Leitbildern avancierten.

Über die vielfältigen *Ursachen des Zerfalls des römischen Reichs* ist in der Forschung intensiv diskutiert worden. Man unterscheidet fünf Faktorengruppen, die unterschiedlich gewichtet werden. Die Rolle des Christentums ist einer unter ihnen. Nicht nur die Frage, die Augustin umtrieb, ob die neue Religion dafür verantwortlich sei, dass Rom von den Goten heimgesucht werde, sondern v.a. die im 5. Jh. ausgetragenen christologischen Streitigkeiten trugen dazu bei, dass die Integration des *imperium*, in dem Arianer, Orthodoxe, Monophysiten und andere Gruppen (dazu s.u. S. 38) nebeneinander existierten, schwieriger wurde.

Hinzu kamen sozioökonomische Faktoren; v.a. die traditionell eklatanten Besitzunterschiede zwischen Arm und Reich v.a. im Westen, für die man in unserer Zeit selbst in der arabischen Welt oder in den Vereinigten Staaten kaum Vergleichbares finden dürfte.

Die Besitzunterschiede sind freilich nicht als ausschlaggebender Faktor in der Auflösung des Reichs anzusehen. Großbetriebe sind eben u.U. rentabler als kleinere Einheiten. Im Übrigen blieb es so, dass Bauernsöhne – und nicht nur diese – höchst ungern ins römische Heer gingen. Dies spricht eher für eine fortdauernde Prosperität im ökonomischen Bereich, ohne die sich die Migrationsbewegungen der Spätantike kaum erklären lassen. Die Forschung hat den Begriff des „Zwangsstaates“ (Aubin) inzwischen aufgegeben, da er

nicht den Realitäten entspricht. Die ständige Wiederholung der kaiserlichen Gesetze, die z.B. eine Bindung der Söhne an Stand und Beruf des Vaters sichern sollten, spricht für deren Unwirksamkeit. Man muss für die Spätantike eher mit einer hohen sozialen Mobilität rechnen.

Klimatische Faktoren sind ebenfalls als Ursachen kaum ernst zu nehmen. Das Reich produzierte noch bis ins 5. Jh. mehr als die Barbarenländer und konnte die Germanenheere auf römischem Boden sogar miternähren.

Innenpolitische Faktoren wie v.a. die ständigen Usurpationen im Westen sind da schon wesentlicher. Das Kaisertum regierte seit der Mitte des 3. Jh. nicht mehr im Einklang mit den führenden Schichten des Reichs. Es stützte sich vielmehr auf den alleinigen Machtfaktor, der noch zählte: das Heer. Das Militär jedoch war unfähig, eine stabile, kontinuierliche Staatsgewalt zu schaffen. Die einzelnen, räumlich weit voneinander entfernt stationierten Einheiten ließen sich nur von ihrem kurzsichtigen Egoismus leiten. Jede von ihnen suchte ihren Anführer als Kaiser zu etablieren, und so mündeten die ungezügelten Schilderhebungen von Seiten des Militärs in Bürgerkrieg und Anarchie.

Der Wirrwarr der Usurpationen steht in Zusammenhang mit dem wohl entscheidenden Faktor zur Umgestaltung des imperium, den Wanderungswellen verschiedener Völkerverbände in Richtung auf den Mittelmeerraum, den Rom nur bis zum 3. Jh. abzuwehren bzw. zu assimilieren vermochte. Die Interdependenz innerer und äußerer Faktoren wird in der neueren Forschung zu Recht betont: „Es waren nicht Völker, die sich auf Wanderschaft begaben, um Rom zu erobern, eher umgekehrt: Die Kämpfe um die Macht im imperium erforderten große Zusammenschlüsse, deren Erfolg ihren ethnischen Zusammenhalt stärkte ... Fast alle Machtgruppen, die ... um die Kontrolle des Imperiums rangen, waren rivalisierende Allianzen von Römern und Barbaren“ (Pohl).

Welche Mittel hatte das spätantike imperium noch zur Verfügung, dem drohenden Verlust seiner territorialen Integrität Einhalt zu gebieten? Wie war der Krise, in der Bauern und Städte zunehmend unter dem steuerlichen Zugriff des Staates litten, zu steuern? Dauernde Kriege mit den Sassaniden im Osten, den Goten und Sarmaten an der Donau, den Franken und Alemannen im Westen, aber auch eine wachsende Bürokratie hatten die Finanzen des Staates erschöpft, der Geldwert war auf einen Bruchteil gesunken, Grenzgebiete waren verloren gegangen. Eine erste allgemeine Christenverfolgung war ausgerufen worden, weil man meinte, hier die Schuldigen für den Zerfall des Reichs gefunden zu haben. Diokletian (284–305) und Konstantin (306–337) ging es zunächst darum, den Bestand des Reichs zu sichern, dem einen als konservativem Reformier, dem anderen als Wegbereiter eines neuen Reichsverständnisses, denn durch Konstantins Bekehrung wurde das Römerreich zum imperium Christianum umgeformt. Die Fernwirkungen dieses Umbruchs prägten die germanischen Nachfolgereiche, insbesondere das Frankenreich, und über dieses das gesamte Mittelalter. Die *Reformen* zielten

- a) auf eine militärische Umstrukturierung,
- b) eine wirtschaftliche und soziale Neugestaltung,
- c) eine Dezentralisierung der Kaiserherrschaft und administrative Umgestaltung des Reichs, v.a. die Trennung von Zivil- und Militärverwaltung, und schließlich
- d) die Christianisierung des Reichs.

a) Militärische Umstrukturierung

Um die Schlagkraft des Heeres zu erhöhen, verkleinerte Diokletian die Legionen auf ca. 1000 Mann Sollstärke, vermehrte zugleich ihre Zahl von ca. 30 auf ca. 50 und verstärkte durch Anlage von zahlreichen Kastellen die Grenzen, die dann v.a. Valentinian I. (364–375) nach den Einfällen der Alemannen am Oberrhein (352) und der Franken und Sachsen am Mittel- und Niederrhein durch den Bau von Festungen, Wachtürmen und Brückenköpfen an der Rhein-Donau-Linie weiter sicherte.

Konstantin teilte die Truppen neu ein in ein mobiles Feldheer, das im Hinterland stationiert war, die *comitatenses*, und ein Grenzheer, die *ripenses* oder *limitanei*. Dort, wo es keine kaiserliche Residenz gab, wie in Gallien nach 395, unterstanden die *comitatenses* Regionalheermeistern, *magistri militum*. Dieses höchste Kommando wurde im 4. Jh. oft von Barbaren ausgeübt.

Die Grenztruppen unterstanden Territorialbefehlshabern, so am Rhein und in Nordgallien den fünf *duces* der *Sequanica* (Oberrhein), *Germania I* (Mainz), *Germania II* (Niederrhein), *Belgica II* (Nordgallien), *Armorica* (nördliche Atlantikküste). Durch den großen Barbareneinfall von 406/7 brach dieser Grenzschutz größtenteils zusammen. Er wurde durch die Ansiedlung von Föderaten wie den Burgunden 413 am Mittelrhein (Worms) ersetzt. *Föderaten* waren ursprünglich gentes an den Grenzen der römischen Provinzen, mit denen Rom einen Vertrag (*foedus*) geschlossen hatte, der eine wechselseitige Anerkennung und Friedensgarantie implizierte und eine Art Pufferzone zur Abschirmung feindlicher Angriffe auf die römischen Grenzen zu bilden erlaubte. Nach 382 (s.u. Ostgoten) wurden die Föderaten auf Reichsgebiet angesiedelt und zur Waffenhilfe für Rom verpflichtet. Eine neue Lösung zeichnete sich ab: barbarische Truppen unter eigenen Anführern als *foederati* an den Grenzen und das gallische Feldheer im Binnenland. Dieses war inzwischen seinerseits durch die massive Aufnahme von germanischen Söldnern, v.a. seit Konstantin, der ihren Fürsten auch die hohen Kommandostellen geöffnet hatte, weitgehend barbarisiert, zunächst vornehmlich durch Alemannen, seit Valentinian (364–375) zunehmend durch Franken.

Ein Rekrutierungspotential des Heeres bildeten schließlich die *Laeten*, unterworfenen Barbaren und ihre Nachkommen, die seit dem 3. Jh. als Wehrbauern mit Kriegsdienstplicht in geschlossenen Siedlungen, den *terrae laeticae*, unter eigenen Anführern (*praefecti laetorum*) in Binnengallien angesiedelt wurden.

b) Wirtschaftliche und soziale Neugestaltung

Zur Sicherung des wirtschaftlichen Unterhalts des Heeres und des Beamtenapparats haben Diokletian und Konstantin die Währung und das Steuerwesen reformiert. Der konstantinische Goldsolidus von 4,5 g entsprach $\frac{1}{2}$ des römischen Pfundes (327,6 g) und wurde die Basiswährung des spätrömischen und frühmittelalterlichen Münzwesens. Ausgeprägt als Drittsolidus (Triens) zu ca. 1,52 g wurde er zum Vorbild für die merowingischen Münzen, die Imitationen der kaiserlichen Prägungen in der ersten Phase des merowingischen Münzwesens (ca. 500–580), und die sog. Monetarmünzen (ca. 1,3 g) der zweiten Phase (ca. 570/80–670) mit Profilkopf auf der Vorder- und Kreuz sowie dem Namen der Münzstätte und des Münzers (monetarius) als Legende auf der Rückseite. Die weit reichende Kontinuität der römischen staatlichen und kulturellen Errungenschaften zeigt sich hier an einem besonders „prägenden“ Beispiel. Neben dieser starken Goldwährung des aureus solidus verloren die Silber- und Kupfermünzen, die bis ins 5. Jh. in Nordgallien geprägt wurden (v. a. in Trier), beständig an Wert, sie dienten den Alltagsbedürfnissen, die Goldmünzen dagegen der Kapitalbildung durch Hortung, also den Oberschichten, und insbesondere der Steuerverwaltung, welche den Ersatz von Naturalabgaben und Leistungen durch Geldzahlungen (adaeratio) gestattete, wodurch wiederum die Oberschicht begünstigt wurde.

Die Steuerreform zielte auf Vereinfachung und Effizienzsteigerung. Neben den flankierenden Maßnahmen der Münzreform und des Preisediktes (301), eines Verzeichnisses von Höchstpreisen für Waren und Dienstleistungen, das Preissteigerungen verhindern sollte, gewährleistete auf fiskalischem Gebiet das Steuersystem der capitatio/iugatio, d.h. der Schaffung fester Bemessungseinheiten, Kontinuität der Staatseinnahmen. Für die Umlage, Einziehung, Verwaltung, Aufbewahrung und den Transport der Natural- und Geldsteuern waren die Dekurionen, die erblich an ihren Stand gebundenen Mitglieder der Stadträte (curiae), verantwortlich. Sie gerieten als mit ihrem Privatvermögen für das Steueraufkommen Haftende unter Druck einerseits von oben, von Seiten der Provinzialverwaltung und der auf Steuerfreiheit hinarbeitenden Aristokratie, und von unten, durch Steuerflucht der kleinen Steuerzahler und ihren Eintritt in Patronatsverhältnisse. Dennoch scheint es, dass in der frühen Phase der Ansiedlung der ostgermanischen föderierten gentes dieses Steuersystem flexibel genug war, um die Reibungsflächen zwischen den germanischen Militärs und der Zivilbevölkerung gering zu halten. Die Truppen erhielten einfach Steueranweisungen – so die nicht unumstrittene These Walter Goferts. Ein oder mehrere Steuerzahler wurden dem „einquartierten“ Militär zugewiesen, woraus sich für den römischen Steuerzahler kaum eine Änderung ergab. Denn traditionell war ein Drittel des Steueraufkommens für das Heer, ein Drittel für die zentrale Zivilverwaltung, ein Drittel für die städtische Selbstverwaltung reserviert. Erst später scheint es im Zusammenhang mit der

Ansiedlung etwa der Ostgoten in Italien, zu realen Landteilungen gekommen zu sein. (s.u. Ostgoten)

Für die Franken ist ein solcher Ansiedlungsmodus nicht zu erweisen. Es wird insbesondere nach dem vielfachen Zeugnis Gregors von Tours vermutet, dass das römische Steuer- und Zollwesen, so gut es in den verschiedenen Landschaften ging, weitergeführt wurde. Die extreme Position von J. Durliat, wonach die Verwaltung der öffentlichen Finanzen in römischer Manier bis zur Zeit Karls des Dicken (†889) praktisch unverändert funktionsfähig gewesen sei, übersieht, dass in der Zeit zwischen Chilperich I. (561–584) und Chlotar II. (†629) bzw. Dagobert I. (†638/9) das römische Steuersystem der Zentrale mehr und mehr entglitt und durch die faktische Steuerbefreiung der Oberschicht ausgehöhlt wurde. Dies verhinderte nicht, dass die Techniken der Dienst- und Abgabenforderungen weitergeführt und – greifbar z.B. in den Polyptychen und Urbaraufzeichnungen – weiterentwickelt wurden, nur eben jetzt auf einer anderen Ebene, jener der kirchlichen und weltlichen Grundherrschaften.

Die typischen Erscheinungsformen der spätantiken Wirtschaftsweise, entwickeltes Städtewesen, Fernhandelsbeziehungen, funktionierende Geldwirtschaft, Großgrundbesitz und aristokratische Gesamtstruktur der Bevölkerung, unterlagen vom 4.–6. Jh. einem teilweise erheblichen Wandlungsprozess. Während die Wirtschaftsverfassung und die Dominanz der adligen Führungsschichten im Wesentlichen erhalten blieben, die Zuwanderer in das bestehende System hineinwuchsen, wie noch im Einzelnen zu zeigen ist, ergaben sich Brüche in den urbanen Lebensformen und, damit zusammenhängend, eine Ausdünnung des Fernhandels.

Schlaglichtartig soll dieser differenzierte Vorgang beleuchtet werden. Zunächst zur Entwicklung der Städte: In Kleinasien lebten sie fort, Ephesos, Nikaia, Ankyra, Konstantinopel, im Westen verkümmerten sie auch in den stark romanisierten Zonen Italiens, Südgalliens und Spaniens. Rom war seit den Gotenkriegen des 6. Jhs., die z.B. die Zerstörung der Aquädukte gebracht hatten, nur noch ein Schatten seiner selbst. Sofern eine civitas Bischofssitz war, überlebte sie, und es galt als Qualitätsmerkmal eines Bischofs, seine Stadt zu erhalten und zu verschönern. Dies zeigen etwa Epitaphien auf Bischöfe, wie sie Venantius Fortunatus dichtete. Lyon, Vienne, Nîmes, Toulouse blieben erhalten, aber nur mit einigen tausend Bewohnern und gleichsam geschrumpft auf wenige Hektar. Spanien kannte nicht nur am Küstensaum des Mittelmeers ein Netz von Städten, die aber durchweg kleiner waren als die gallischen civitates. Dass diese Provinzen im 5. Jh. unter westgotische Herrschaft kamen, bedeutete für das städtische Leben keinen Einschnitt, im Gegenteil, die Westgoten adaptierten sich allmählich am städtischen Lebensstil. Auch entlang der Rheinlinie waren Grenzstädte kontinuierlich besiedelt: Mainz, Koblenz, Bonn, Köln, Neuss, Xanten. Ganz anders auf dem Balkan. Hier hatten die Raubzüge der Goten, Hunnen, Gepiden, Awaren und Slawen nicht nur die Städte, sondern sogar die Kontinuität der Siedlungen hinweg-

gefeht. In der Nordzone des imperium, die ohnehin nur oberflächlich romanisiert war, wurden allenfalls die Ummauerungen ursprünglicher castra als sichtbare Fluchtburgen, Mittelpunkt einer rudimentären Verwaltung, aufrechterhalten: London, Lincoln, York, Colchester.

Dieser regional *unterschiedlichen Entwicklung* entsprach auch die Situation des Handels. Einzigartig in der mittelalterlichen Welt war die Beständigkeit des auf Konstantin zurückgehenden Goldsolidus von 4,5 g, der nicht nur den Binnenhandel erleichterte, sondern auch den weit gespannten Fernhandel aufrechterhielt. V.a. Luxusgüter, Seide, Gewürze, Elfenbein wurde auf der innerasiatischen, mittelbar bis China reichenden Seidenstrasse und auf Seelinien eingeführt. Auch Italien, Gallien und Spanien schieden zunächst nicht aus dieser Handelszone aus. Wir hören noch lange Zeit von östlichen Kaufleuten, Griechen, Syrern, Juden, die global als „Syrer“ bezeichnet werden, und in Rom, Marseille, Narbonne, Bordeaux, Verdun, Orléans und Paris, in Cordoba und Merida ihren Geschäften nachgingen und bleibende Niederlassungen unterhielten. Als Gegenleistung für die Luxusgüter aus dem Osten wurden v.a. Sklaven exportiert. Auch in der lateinischen Mittelmeerwelt riss der Geldumlauf nicht ab, man prägte die Goldmünzen des Ostens nach, die erst im 7. und 8. Jh. hinter den Silbermünzen zurücktraten. Ein – freilich bescheideneres – Fortleben des Fernhandels auch im Frühmittelalter ist evident.

Dies gilt auch für den Binnen- und Nahhandel: Die gewerbliche Produktion wichtiger Gebrauchsgüter riss gerade in den Städten nicht ab, und für Italien wird sogar eine ungebrochene Kontinuität von den römischen collegia zu den Zünften angenommen. Die Marktaufsicht zählte zu den Aufgaben des Bischofs. Konsumwaren wie Salz, Getreide, Eisen, Wein wurden über Flüsse und Seen über beträchtliche Entfernungen hinweg transportiert. Nur so ist es auch zu erklären, dass Verkaufssteuern und Transportzölle weiterhin als Einnahmequellen des Königtums belegt sind. Es gab sogar auch im Westen überregionale Märkte, wie sie etwa für St. Denis im 7. Jh. oder für Piacenza im 9. Jh. bezeugt sind.

Neben Mittelmeer- und Binnenhandel gab es auch den nordeuropäischen Land- und Seehandel mit Gebrauchs- und Versorgungsgütern wie Fisch, Wolle und Tuch auf der einen, Getreide und Wein auf der anderen Seite. Quentowik an der Kanalküste, Dorestad im Rheindelta, London als Handelspartner Frieslands und Birka in Schweden sind hier zu nennen. Die geographische Basis des hochmittelalterlichen Handelsaufschwunges ging also schon im Frühmittelalter über den Raum des imperium hinaus.

Unter dem Stichwort *Ruralisierung* lassen sich einige weitere wirtschaftliche Entwicklungstendenzen der Spätantike zusammenfassen. Der Zuzug germanischer gentes verstärkte die agrarische Komponente in Europa. Es gab keinen Umsturz der Wirtschaftsverhältnisse: das Sesshaftwerden von Germanen legte im Gegenteil den Grund für Bevölkerungszunahme und Landesausbau. In Italien etwa hatte der langobardische Staat Wehrbauern angesiedelt (arimanni), in Anknüpfung an römisch-byzantinische Militärkolonisation, systematische Ro-

dung ist für Nordgallien bezeugt. Diese Siedlungsbewegung ging einher mit einer Ausbreitung der Klöster.

Wegweisend war jedoch im agrarischen Sektor v.a. die komplexe Entstehung der Grundherrschaft aus einem Amalgam römisch-antiker und germanischer Rechts- und Sozialbeziehungen. In der Spätantike war die Landwirtschaft durch die mit Kolonen wirtschaftenden Großgrundbesitzer meist senatorischen Standes bestimmt. Der größte war der Kaiser. Die *res privata* umfasste in allen Provinzen zahlreiche Güter, die teils von staatlichen Prokuratoren verwaltet wurden, teils an private *conductores* verpachtet waren. Der staatliche Landbesitz wuchs durch Todesfälle Erbenloser und Enteignung von Verurteilten. Im 4. Jh. kamen die Tempelterritorien und ein großer Teil der städtischen Ländereien hinzu. Noch rascher vergrößerte sich der kirchliche Grundbesitz, insbesondere durch Schenkung und testamentarische Zuwendung.

Die schwierige Lage in den Städten, der Steuerdruck des Staates, führte dazu, dass sich viele Dekurionen aufs Land flüchteten. Eine Tendenz zur Ausbildung autarker Gutsherrschaften, in denen die Herren auch Gerichtsrechte über die arbeitenden Kolonen usurpierten, war die Folge. Der Grundbesitz wurde in drei Formen bewirtschaftet: durch Verwalter, Zeitpächter und Dauerpächter (*procuratores*; *conductores*; *emphyteuticarii/perpetuarii*). Die Unterschiede zwischen diesen Formen verwischten sich allmählich. Die Arbeit wurde von 80–90 % *coloni* und *servi* verrichtet. Die Stellung der ursprünglich den öffentlichen Steuereinziehern gegenüber verantwortlichen Kolonen, rechtlich freien Pächtern, verschlechterte sich und glich wirtschaftlich mehr und mehr jener der Sklaven, rechtlich aber durften nur diese als Sache verkauft werden. Um die Steuerkraft der Grundbesitzer zu sichern, haben die Kaiser die Bindung der Kolonen an die Scholle verfügt. Daraus entstand der für die Spätantike typische halbfreie Kolonat, eine Art Hörigkeit der *servi quasi coloni*. Doch solche Bindung konnte auch Vorteile beinhalten: Unter germanischer Herrschaft hat sich am Sozialgefüge und den Produktionsweisen der Bauern wenig geändert. Die Grundherrschaft beeinträchtigte zwar den Rang der abhängig gewordenen Freien, aber in diesen Status geminderter Freiheit konnten nun auch Unfreie aufsteigen: die antike Sklaverei erlosch. Das neue System bedeutete aber auch eine rechtliche und wirtschaftliche Sicherung der Kolonen. Er konnte nicht von der Scholle verwiesen werden, auch nicht beim Tod des Eigentümers. Und: nicht selten war das Leihgut größer als das dem Herrn aufgetragene einstige Eigenland, so wie überhaupt der grundherrliche Verband erst die für eine lebensfähige Wirtschaft erforderlichen Größenordnungen ermöglichte.

Zu den Wesenszügen schon der spätantiken Landwirtschaft, die die mittelalterliche Entwicklung vorzeichnen, gehört das *Patrozinienwesen*. Der spätantike Begriff „*patrocinium*“ enthält den Begriff „*pater*“, der die so entstehenden Einheiten als „Familien“ kennzeichnet. Als „*patroni*“ werden in der älteren

römischen Geschichte die Herren von Klienten bezeichnet, und dieses Schutzverhältnis gewann in der Spätantike wieder an Bedeutung, und zwar im gleichen Maße, wie der Staat seine Schutzfunktion versäumte, ja als eine Instanz erschien, gegen die Schutz nötig wurde. So finden wir einflussreiche Männer als *patroni* von schutzbedürftigen Personen und Gruppen, nicht nur von Bauern, sondern von kleineren Städten und Berufskörperschaften. Wie die Bischöfe als *patroni civitatis*, so rücken auch weltliche Adlige subsidiär in öffentliche Funktionen ein. Augustinus bezeugt sogar, dass die Macht der Herren so weit ging, ihren Hintersassen das Bekenntnis vorschreiben zu wollen.

Im Allgemeinen war das Verhältnis Patron-Klient, die herrschaftliche Ausprägung von *amicitia*, auf beiden Seiten erblich. Es wurde informell im Kontext von Verträgen begründet. Der Patron übernahm die Interessenvertretung (*defensio*) gegenüber dem Staat und überließ dem Klienten seinen Besitz zum Nießbrauch.

Der Senatorenstand wurde durch die sog. Patroziniumsbewegung, d.h. durch die Zufluchtsuche Einzelner oder ganzer Gruppen ländlicher oder städtischer Siedlungen unter den Schutz der Mächtigen, Senatoren oder hoher Militärs, gestärkt, auf seine Rolle als regionaler Macht- und Entscheidungsträger in frühmerowingischer Zeit und als Vorbild der merowingischen Aristokratie vorbereitet.

Eine große Zahl von Kolonen geriet unter die Abhängigkeit des grundbesitzenden Reichsadels. Diese Herren suchten ihren Gütern die Rechte der Domänen zu sichern, indem sie ihren Kolonen gegenüber Magistratsbefugnisse beanspruchten. Wie die kaiserlichen Prokuratoren übten sie die Patrimonialgerichtsbarkeit aus, bestimmten die Wehrpflichtigen und besaßen häufig das Recht der Autopragie, das Recht, die Steuern unter Umgehung der Städte unmittelbar an den Staat abzuführen. Die Lösung von der Stadt, die Ruralisierung und Dezentralisierung der Herrschaftsausübung, zeigt sich auch in dem mehrfach nachweisbaren Marktrecht dieser Herren und dem Bestreben, eigene Kirchen (Eigenkirchenwesen des Mittelalters) und eigene Bischöfe zu unterhalten (Laieninvestitur). Diese Privatisierung von staatlichen Hoheitsrechten verwandelte Grundbesitz in *Grundherrschaft*.

Einblick in die Auswirkungen des Patrozinienwesens gibt v.a. Salvian von Marseille († nach 470), ein aus Trier gebürtiger, wahrscheinlich vor den Franken nach Marseille geflüchteter Priester, dessen Hauptwerk „*De gubernatione Dei*“ um 440 entstand. Er war Christ, der sich als junger Mann eine Zeit im Kloster Lérins vor Cannes aufgehalten hatte. Seine Schrift befasst sich mit der Frage nach den Hintergründen des Untergangs des römischen Reichs. Nicht die Römer seien die ungerecht behandelten Guten und nicht die Barbaren seien schlecht. Vielmehr hätten die Römer die Befolgung der Gebote Gottes vergessen. Salvian beklagt die erpresserischen Praktiken im spätrömischen Steuerwesen und vertritt die Seite der Landleute. Er bedauert, dass die armen Bauern, die den Steuerforderungen nicht mehr gewachsen seien, Schutzver-

träge mit den reichen und mächtigen römischen Großgrundbesitzern schlossen, die ihnen *patrocinium* gewährten und dafür die Güter zu Eigen bekämen. So sehr hätten sie unter den römischen Patronen zu leiden, die den Schutzbefohlenen nichts ließen und nur in ihre eigene Tasche wirtschafteten. So verlören die Bauern ihr Eigentum und ihre Freiheit und würden in die Hände der Barbaren getrieben. „Bei wem außer bei den Römern finden sich solche Missstände? Wessen Ungerechtigkeit ist so groß wie die der Römer? Die Franken kennen solches Verbrechen nicht, die Hunnen sind dagegen immun, nichts davon gibt es bei den Vandalen, nichts bei den Goten. So weit davon entfernt sind die Goten, so etwas bei sich zuzulassen, dass nicht einmal die Römer, die unter ihnen leben, so etwas erleiden müssen. Daher ist es der einhellige Wunsch der Römer, dass es ihnen erspart bleiben möge, unter römisches Recht zu kommen. Es ist die übereinstimmende Bitte des römischen Volkes, es möge ihm erlaubt sein, mit den Barbaren zu leben. Und wir wundern uns, dass wir die Goten nicht besiegen können, wo doch die Römer lieber bei diesen als bei uns sein wollen! Deshalb laufen die Unseren nicht nur nicht von den Barbaren zu uns über, sondern umgekehrt: sie fliehen zu ihnen und verlassen uns! Sie suchen bei den Barbaren römische Menschlichkeit, weil sie die barbarische Unmenschlichkeit bei den Römern nicht ertragen können. Und obwohl sie sich von denen, zu denen sie fliehen, durch die Bräuche, die Sprache, ja durch den Geruch der Körper und Kleider, die bei jenen barbarisch sind, unterscheiden, ziehen sie es vor, unter Barbaren andere Lebensformen hinzunehmen, statt unter Römern dem Wüten der Ungerechtigkeit ausgesetzt zu sein. Daher ziehen sie allerorten zu den Goten oder den Bagauden oder anderen Barbaren, die überall das Heft in Händen halten, und es reut sie nicht, dorthin gezogen zu sein, sie wollen lieber in scheinbarer Gefangenschaft frei leben als in scheinbarer Freiheit Gefangene sein.

Es gibt nur einen Grund, weshalb dies nicht alle armen und bedrückten Abhängigen tun: sie können nicht ihre Habe und ihre Behausungen dorthin bringen. Und deshalb bleibt ihnen, wenn sie dem Steuerdruck entgehen wollen, nichts anderes übrig, als sich zu Abhängigen der Reichen zu machen. Dies würde ich nicht für etwas Unwürdiges halten, wenn die Reichen ihren Schutz nicht verkauften, wenn sie ihn als Zeichen der Menschlichkeit und nicht als Mittel zur Befriedigung ihrer Geldgier benutzten. Es ist überaus bitter zu sehen, wie sie die Armen ausrauben. Das sind die Hilfen der Großen: nichts den Armen und alles für sich! Die meisten Armen werden ihrer kleinen Landgüter beraubt und müssen nun auch noch für das Verlorene Steuern zahlen! Sie haben nichts mehr und werden von Steuerforderungen erdrückt! Raub nahm ihnen ihren Besitz, die Steuern brachten sie um ihr Leben!“ (De gubernatione Dei V, 36–43).

Die erwähnten Bagauden, Aufrührer, die schon im 3. Jh. von sich reden gemacht hatten, scheinen damals in der Bretagne ein eigenes Gemeinwesen unterhalten zu haben. Diese Leute, stellt Salvian fest, seien durch die korrupten, habgierigen und erbarmungslosen Steuereintreiber zum Äußersten getrie-